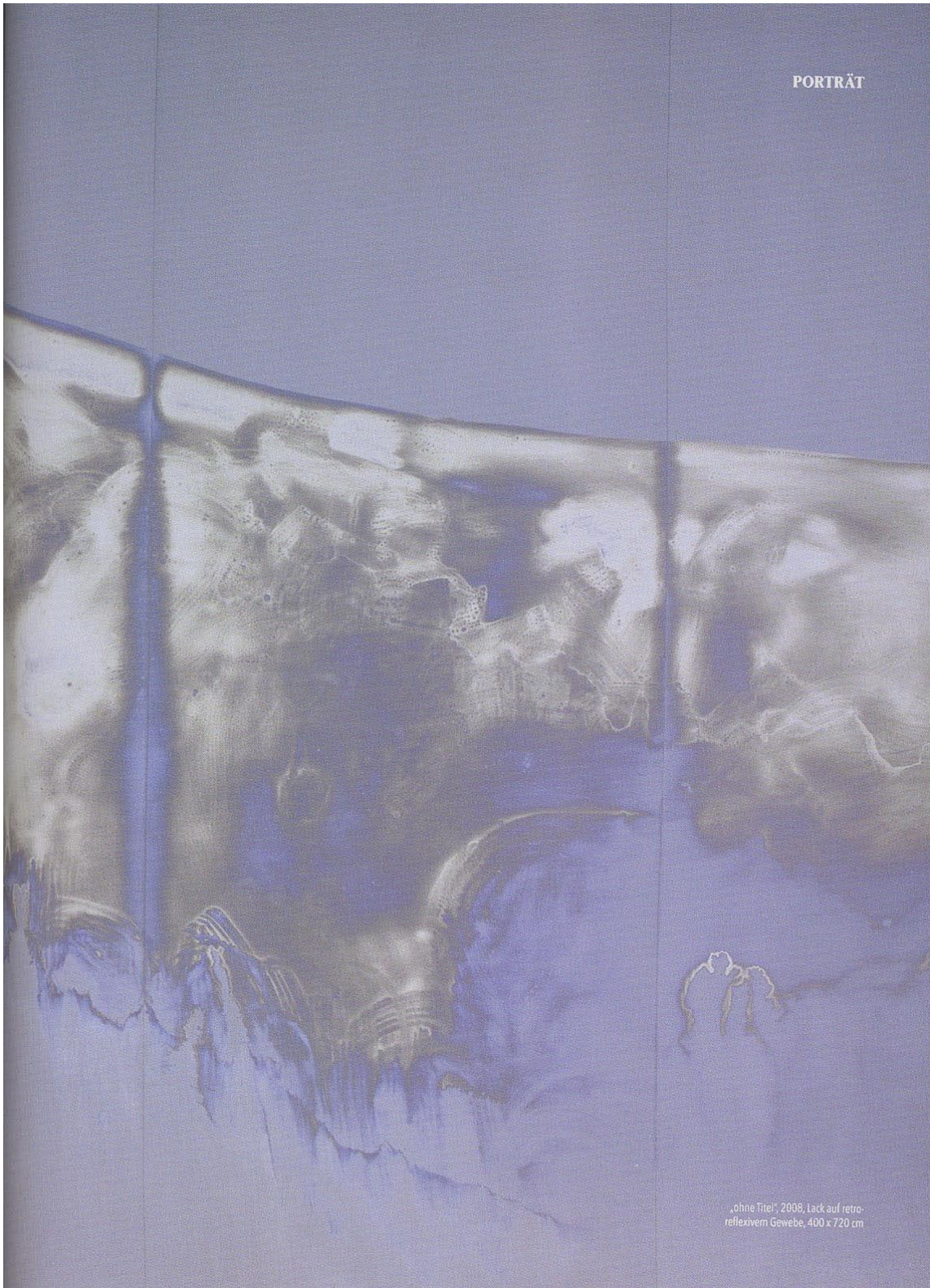


Monopol: 'Mister Universum', by Elke Buhr, May 2009.



PORTRÄT



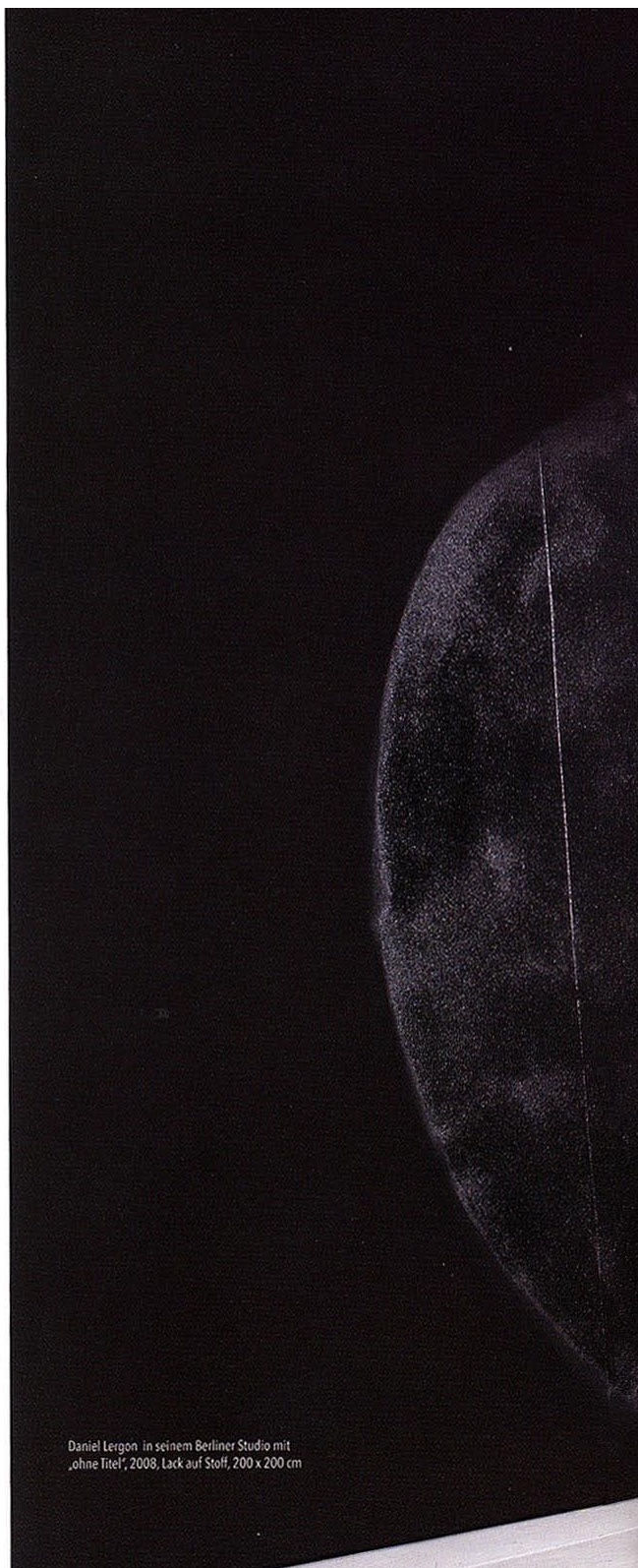
„ohne Titel“, 2008, Lack auf retro-
reflexivem Gewebe, 400 x 720 cm

Gehen wir zunächst ein bisschen zurück in der Zeit. Genauer: etwa 13 Milliarden Jahre. Wir landen im Universum kurz nach dem Urknall, zum ersten Mal trennen sich Strahlung und Materie, und Licht und Farbe entstehen. „Hätte man diesen Moment erlebt, wäre die allererste Farbe, die man gesehen hätte, Ultraviolett gewesen“, sagt Daniel Lergon und zeigt auf die Reproduktion eines abstrakten Bildes, das noch als Fotografie verrät, wie intensiv es im Original leuchtet.

„Ultraviolett liegt am Rande des Spektrums, hat die höchste Energie, die kleinste Wellenlänge und die höchste Frequenz. Die letzte Farbe, die im Lauf der Zeit dazukam, ist Infrarot: die mit der niedrigsten Energie. Das sind die Grenzen der für den Menschen sichtbaren Bandbreite.“ Das sei jetzt natürlich sehr populärwissenschaftlich und anekdotisch ausgedrückt, merkt er noch an und zeigt ein zurückhaltendes Lächeln im schmalen Gesicht. Aber ja: Es fasziniert ihn. Urknall. Energie. Licht. Reine Farben. Das sind die Themen, mit denen Daniel Lergon, 31 Jahre jung, in seinem Atelier in Berlin-Friedrichshain der Malerei gerade einen kräftigen Kick verpasst. Und die Malerei fliegt los und landet ein gutes Stück weiter in der Zukunft.

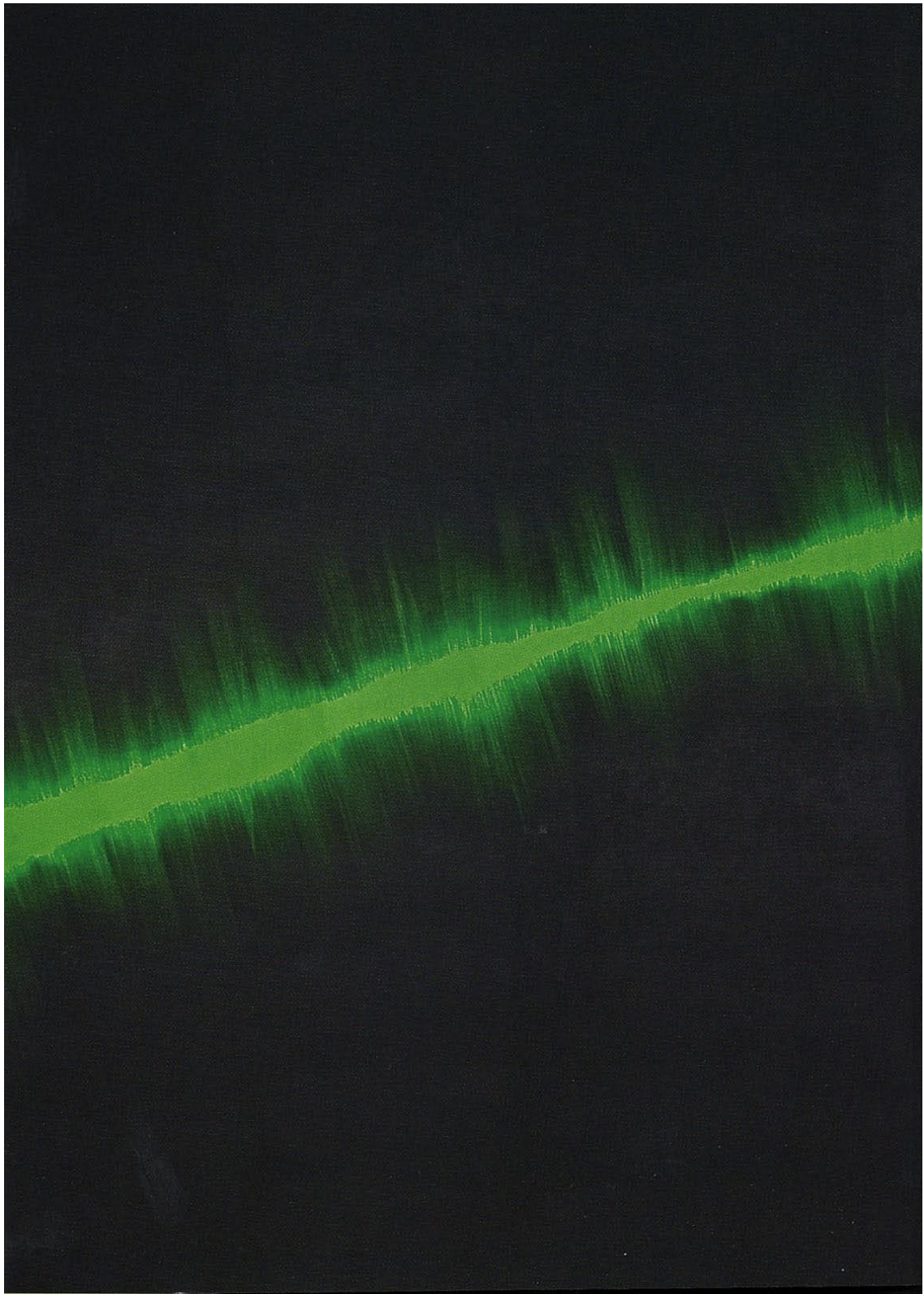
Vor drei Jahren konnte man es schon erahnen, bei Lergons erster Einzelausstellung in der Kölner Galerie Christian Lethert, wo er die Sache mit dem Farbspektrum systematisch anging. Ein Großformat mit einem ultravioletten Cluster auf transparentem Stoff und ein Schwesterwerk in Infrarot spannten diesen Horizont auf. Was folgte, war eine Reihe von Experimenten: Wie sieht Lack auf transparentem Stoff aus? Wie verändert sich die Leuchtkraft von Farbe je nach Intensität ihres Auftrags? Wenn man weiß auf gelbem Stoff malt, was ist dann das Bild, was der Bildgrund? Glücklicherweise kamen die Antworten auf all diese Fragen nicht als Forschungsbericht im Fach Optik daher, sondern als leichtfüßige Kunst.

Vor 13 Milliarden Jahren entstanden Licht und Farbe, die Geschichte der Abstraktion ist 100 Jahre alt. Lergon, auch schon 31, erforscht, wie das unter einen Hut zu bringen ist



Daniel Lergon in seinem Berliner Studio mit „ohne Titel“, 2008, Lack auf Stoff, 200 x 200 cm







„ohne Titel“, 2008, Acryl auf Stoff, 300 x 500 cm



Links: „ohne Titel“, 2008, Lack auf Stoff, 200 x 200 cm. Rechts: „ohne Titel“, 2008, Lack auf retroreflexivem Gewebe, 250 x 250 cm

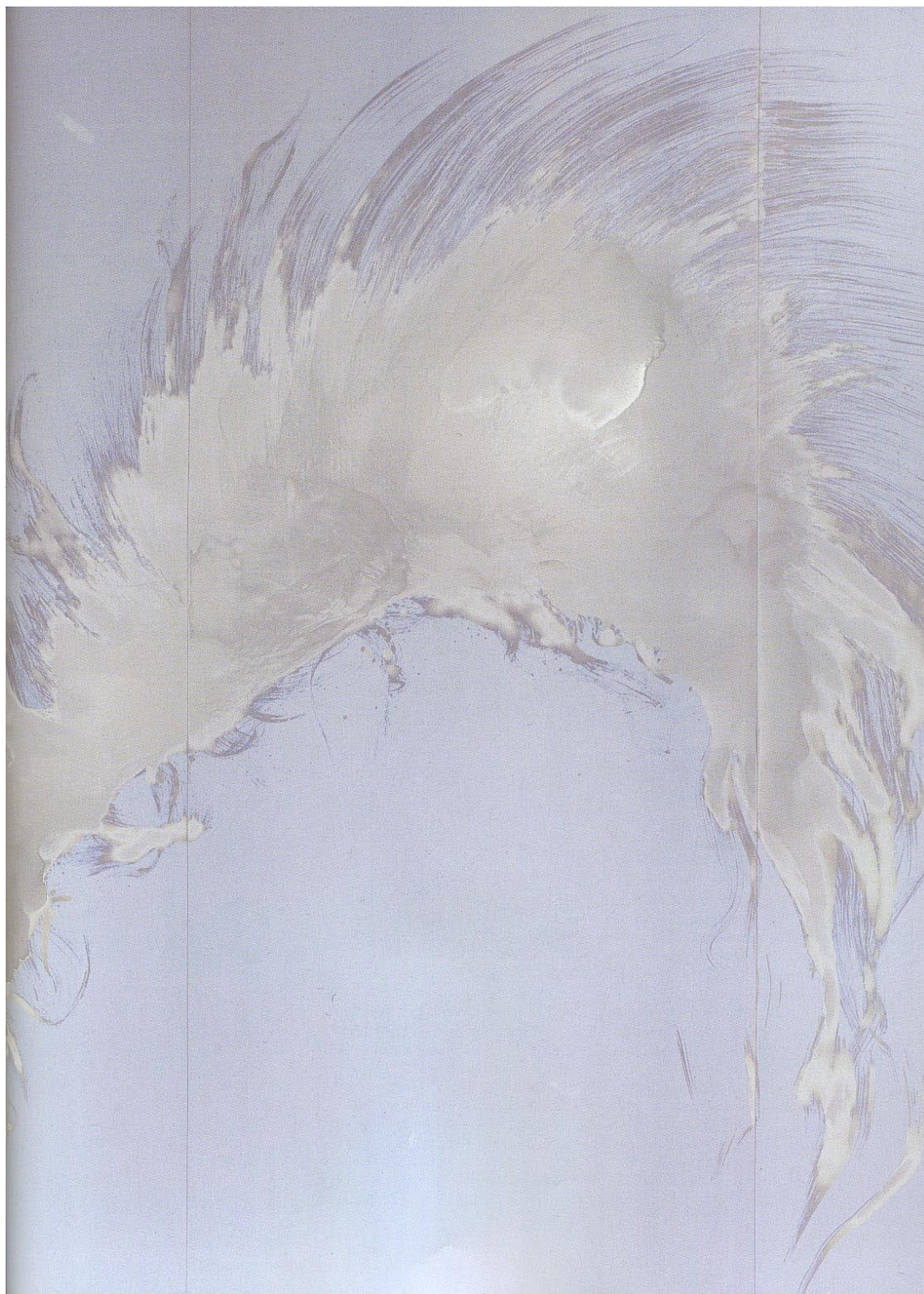
Ein Rohrschachtest auf den neuesten Stand gebracht? Zitate einer vergangenen Stilepoche? Die Qualle als Quelle von allem und nichts? Unwichtig! Daniel Lergon, der als Maler näher an der Naturwissenschaft ist als irgendjemand seiner Generation, versteht Kunst als Möglichkeit

Denn Lergon ist als Maler zwar näher an der Naturwissenschaft als irgendjemand seiner Generation, doch gleichzeitig sprechen seine Arbeiten als Abstraktionen eine ganz eigene ästhetische Sprache. Sie entspringen meist einem einzelnen Malakt, einer „Entscheidung“, wie Lergon formuliert. Manchmal sind sie nur eine breite, flimmernd mäandernde Linie, manchmal leuchtend zeichenhaftes Dreieckssymbol, manchmal differenzierte Form mit festeren Regionen und fein ausfransenden Rändern. Aber, das ist Lergon wichtig: Es ist nicht nur die Geste, die zählt, sondern vor allem ihr Ergebnis, die Form, die nah am Figurativen balanciert und Sehangebote macht wie ein Rohrschachtest.

Daniel Lergon ist durchaus bewusst, dass man ihn, was seinen Ausdruck betrifft, in die Ahnenreihe des abstrakten Expressionismus einsortieren kann. Man kann an die Maler des Informel denken bei seinen Formen und die Pinselstriche eines Karl Otto Götz oder eines Emil Schuma-

cher in den seinen wiedererkennen. Doch als schlichte Zitate einer vergangenen Stilepoche sehe er seine Bilder nicht, sagt er. Und wenn man mit ihm am Schreibtisch durch die Kataloge seines noch jungen, aber erstaunlich konsistenten Werks blättert, wenn man seine großformatigen Bilder und die zarten Aquarelle betrachtet und dabei immer wieder seine sehr spezifische Handschrift verfolgt, kann man ihm da nur zustimmen.

Die 100-jährige Geschichte der Abstraktion hat es ja gezeigt: Das Nichtfigürliche, Nichtreferenzielle hat eben doch einen Gehalt, und der ist zu finden in der jeweiligen Gegenwart der Malerei, in ihren Wissensformationen, im zeitgebundenen Bewusstsein der Künstler. Und deshalb ist Lergons Pinselstrich heute ein anderer als der seiner Vorgänger. Seine Subjektivität ist entschieden, aber nicht überschwänglich und keinesfalls esoterisch. Seine Kunst hat eine unverkrampfte Sachlichkeit, noch wenn er an letzte Dinge rührt, an die



einen die Beschäftigung mit Materie, Zeit und Grenzphänomenen des Universums unweigerlich führt. Und neuerdings hat er eine Möglichkeit gefunden, sie in den Raum, zum Betrachter und zur Bewegung hin zu öffnen, die nicht weniger als spektakulär erscheint.

Um das zu erleben, müssen wir kurz die abgetretenen Holztreppen von seiner Wohnung in dem Friedrichshainer Hinterhaus wieder nach unten steigen, in die beiden Erdgeschossräume, in denen er sein Atelier hat. Es ist nicht besonders viel Licht, das an diesem grauen Tag durch die alten Holzfenster scheint, aber es reicht. Wofür? Die Antwort drängt sich nach wenigen Blicken auf die Großformate auf, die dort, an die Wände gelehnt, auf die nächste Ausstellung warten: für die Malerei der dritten Dimension.

Der Stoff, den Daniel Lergon als Bildgrund benutzt, glänzt metallisch. Darauf trägt er transparenten Lack auf. Ein bisschen mattes Silber, dazu etwas, das als Farbe ein Nichts ist – und was sich entfaltet, ist ein ganzer Blickraum. Denn wenn man um diese Bilder herumgeht, ändern sie sich bei jedem Schritt. Mal bekommt der Lack plötzlich eine Tiefe, als könnte man hinter der Bildoberfläche versinken, mal schillert er wie ein Ölfilm auf einer Pfütze an einem Sommertag, dann wieder bleibt er stumpf, fast abweisend, und verschließt sein Geheimnis in sich. Und der silbrige Bildgrund kann strahlen wie ein Katzenauge, sehr plötzlich, wenn man nur den richtigen Winkel erwischt.

Das Mysterium dieser Werke ist ihr Material: ein retroreflektiver Stoff, der, wie Lergon erklärt, anders als alle anderen Materialien die Strahlen nicht nach dem Gesetz „Einfallswinkel gleich Ausfallswinkel“ zurückwerfen, sondern genau in die Richtung, aus der sie kämen. Eine Textilentwicklung, die für Sicherheit auf Baustellen sorgt. Oder für Bilder, die den Betrachter sogar in eine Art Heiligenschein hüllen können, wenn er nur direkt vor einer kräftigen Lichtquelle steht.

„Re“ nannte Daniel Lergon die Ausstellung in einer Galerie in Malmö, in der er 2007 seine Experimente mit dem Material präsentierte. Ein Material, das der Kunst mehr bringt als nur einen frischen Effekt. Denn Lergon findet damit ein neues Bild für Theorien, die Denker wie Umberto Eco schon seit



Mystisches Material: Ein retroreflektiver Stoff, der Strahlen nicht nach dem Gesetz „Einfallswinkel gleich Ausfallswinkel“ zurückwirft, sondern in die Richtung, aus der sie kommen. Wundersam auch: Steht der Betrachter vor einer Lichtquelle, wird er in einen Heiligenschein gehüllt



„Re“, 2007, Installationsansichten W.I.P./Galleri Magnus Åklund, Malmö

den 60er-Jahren formuliert haben. Das moderne Kunstwerk ist offen in einem fundamentalen Sinn, es ist nichts bis zu seiner Vollständigkeit im Akt der Wahrnehmung: Wenn man die Arbeiten ansieht, wird man auf eine andere Art zum Partner der Kunst – die eigene Bewegung gerät in diesem schillernden Lichtspiel zum unverzichtbaren Teil, und die oft bemühte Metapher vom eigenen Standpunkt des Betrachters bekommt eine neue, ganz buchstäbliche Bedeutung.

Ihn habe interessiert, dass diese Werke vor allem Potenzial seien, sagt Daniel Lergon. Kunst als Versprechen, als Möglichkeit – welch ein schöner, leichter Gedanke. „Aber man darf am Effekt nicht kleben bleiben“, fügt er hinzu. „Letztlich kann es nicht um die Technik gehen, sondern um die Bilder.“ Die Bilder – das steht für Lergon entschieden für sich, eine rein ästhetische Kategorie. Das sind hockende, geballte Flächen auf dun-

klem Samt, extrovertiert vibrierende grüne Dreiecke auf Kosmoschwarz, flatternde Fahnen aus Zinkpigment auf Papier.

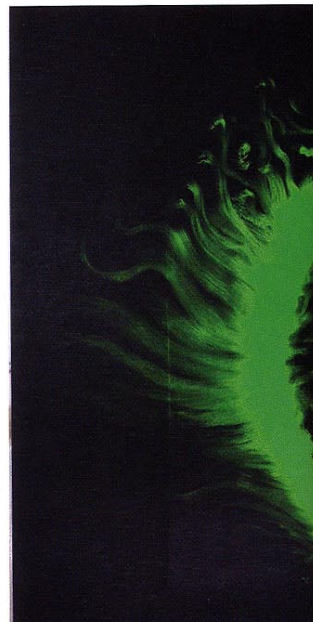
Lergon steht in der Tradition einer Kunst, die an der Grenze zur Naturwissenschaft balanciert und dabei gleichzeitig der Schönheit weit näher kommt, als die Avantgarden es sich normalerweise zugehen. Man kann an die Lichtexperimente eines James Turrell denken oder an die künstlichen Regenbogen eines Olafur Eliasson, der, wie man hört, die Arbeiten seines jungen Berliner Kollegen sehr schätzt. Eine Kunst, deren Reichweite begrenzt ist: Sie beschäftigt sich mit sich selbst und ihren

Variablen und kümmert sich nicht weiter um das Gewimmel des Gesellschaftlichen. Aber so ist das mit Grundlagenforschung.

Das Extreme, die Überschreitung – für Daniel Lergon keine psychologische Kategorie, sondern einfach eine Farbe: Neon-gelb. Denn die Neonfarbe siedelt jenseits des Farbspektrums, wie der Regenbogen es abbilden kann. „Sie leuchtet ja deshalb so stark, weil sie ultraviolettes Licht, das normalerweise für den Menschen unsichtbar ist, in sichtbares umwandelt“, erläutert Lergon. Darauf malt er dann wieder gelb, das Ergebnis ist die Bilderserie „Ultra“, ein schriller Schrei, der sich nach innen wendet.

Umberto Ecos Theorie von der Offenheit eines modernen Kunstwerks oder Goethes Verhältnis zu Ultraviolett – „wenn man das alles nicht weiß“, sagt Daniel Lergon, „macht das auch nichts. Schauen reicht“

„ohne Titel“, 2008, Acryl auf Stoff, 300 x 500 cm



PORTRÄT Daniel Lergon



Am Ende des Gesprächs klärt Lergon dann noch das Geheimnis von Magenta oder Purpur. Es sei das Ergebnis einer Vermählung von Extremen, entstehe, wenn man Ultraviolett und Infrarot übereinanderlege. „Das ist auch ein Grund, warum Goethe diese Farbe als die höchste, göttliche, ansah. Weil sie nicht im Regenbogen vorkommt, sondern die Addition von Ausgang und Abschluss des Spektrums darstellt.“

Eine Farbe auf einem abstrakten Bild als Zeichen für das Alpha und das Omega, für den Anfang und das Ende der Welt ... wieder eine Gelegenheit, philosophisch zu werden. Aber Daniel Lergon lächelt fein und sagt: „Wenn man das alles nicht weiß, macht es auch nichts. Schauen reicht.“ Und wieder hat er recht.

Arbeiten von Daniel Lergon sind bis 24. Mai im Von der Heydt-Museum, Wuppertal, neben Werken anderer Künstler aus der Sammlung Boros zu sehen. Außerdem bis 10. Mai in der Galerie Almine Rech, Brüssel, ebenfalls als Teil einer Gruppenausstellung